

Der Dichter des Josef-Romans

Zu Thomas Manns 60. Geburtstag

Vor einigen Jahren glaubte man den Josef-Roman entdeckt zu haben, den Goethe als Junge geschrieben und den er als Student mit anderen vorschnell gereiften Produkten seiner Kinderjahre in einem großen Auto da Fè vernichtet hatte. Mit der Entdeckung, die alle Erbitterung eines Philologenstreits heraufbeschwor, war es allerdings nichts, und bei allem Respekt vor Goethe werden wir diesen Verlust nicht schwer tragen. Viel wichtiger als das verlorene Frühwerk ist in „Dichtung und Wahrheit“ die Schilderung der Gemütslage eines genialen Knaben, aus der es hervorging. Wenn bei zerstreutem Leben, bei zerstückeltem Lernen ein Gemisch von Fabel und Geschichte, von Mythos und Religion ihn zu verwirren drohte, so flüchtete er gern nach jenen morgenländischen Gegenden, die seine Gefühle zu einem Punkt stiller Wirkung versammelten, so fand er sich mit der Versenkung in die ersten Bücher Mosis unter den dort ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der großen Einsamkeit und in der größten Gesellschaft. Die dort für ihn anhebende Geschichte der Menschheit rückte ihm nahe in der traulich fassbaren Umfangenheit einer engeren Stammes- und Familiengeschichte. „Diese Familienauftritte, die sich in die Geschichte des israelitischen Volkes verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluss noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann: Josef, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig scheint er und klar und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister ins Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben“. Man ersieht aus diesem Rückblick des 60jährigen Autobiographen, daß da, was das Bewußtsein späterer Bestimmung anbelangt, auch ein Wunschtraum tätig war, und schließlich ist ja auch Goethe sowohl Prophet wie Minister geworden.

Josephs Leben ist ein Roman, zwischen dem Wunderbaren und dem Wirklichen gelagert, er ist der älteste, den wir kennen, und er hat auch den Vorzug eines höchst befriedigenden Abschlusses. Kein Stoff ist namentlich im 16. Jahrhundert so viel dramatisiert worden; jesuitische Präzeptoren wie protestantische Schulmeister haben gewetteifert, den durch den Fall Potiphar besonders empfohlenen Jüngling ihren Zöglingen als Musterknaben vorzuhalten. Es sind dann noch viele Romane über ihn geschrieben worden, darunter auch von Grimmelshausen, dem großen Dichter des „Simplicissimus“, der sich in einer zeitgemäß bombastischen Ankündigung außer der Benutzung der Bibel und anderer hebräischen Schriften auch der Zuziehung von arabischen und persischen Quellen rühmte. Wenn Grimmelshausen auch nur ein Hörensagen weitergibt, der Koran hat jedenfalls die Geschichte von Jussuf Ben Jakob märchenhaft ausgedichtet; der persische Hafis hat den Propheten, den Traumdeuter besungen, der schön war wie der Mond von Kanaan, der aus der Grube auffuhr wie aus einem Gefängnis des Leibes, der Sinnenwelt, empor zum Königreich Gottes. In der ganzen Literatur hat Joseph eigentlich nur einen Widersacher gefunden; das war Voltaire, der ihn seine Feindschaft gegen die Bibel überhaupt entgelten ließ. Dann nahm er Anstoß an seiner Verwaltungspraxis, an seiner Vorsorge für die sieben mageren Jahre und entließ ihn als einen unbrauchbaren Minister. Aber der Roman des Lebens hatte es seiner Künstlerschaft doch angetan, und er nannte die Erkennungsszene mit den Brüdern die Schönste des Altertums, die in keiner anderen Sprache dann erreicht worden sei.

Als ich das letzte Mal mit Freund Jakob Wassermann zusammen traf, als ich ihn wieder zerquält und unentschlossen fand auf seinem dornigen „Weg als Deutscher und Jude“, riet ich ihm, der mit dem glänzenden Präludium zu den Juden von Zirndorf begonnen, der ja selbst sein großes Fabuliertalent alter orientalischer Erbschaft zu schrieb, mit seiner Dichtung zu dem Aufbruch seiner Jugend und zu seinen Vätern im Orient zurückzukehren. Als ich ihn fragte ob er noch in der Bibel läse, bejahte er leidenschaftlich. Mag ihm die Rückkehr durch allzu frühen Tod abgeschnitten worden sein, jedenfalls ist ihm ein anderer nach diesem Ziel zuvorgekommen. *Thomas Mann*, der an diesem 6. Juni seinen 60. Geburtstag feiert, hat von der Trilogie seines Joseph-Romans schon zwei Bände herausgebracht und auch von dem dritten, dem mit dem glücklichen Schluss, schon einige bezeichnende Proben vorausgeschickt. Ich denke, dass wir ihm für dieses Riesenunternehmen, für eine der kühnsten literarischen Expeditionen, die je unternommen worden sind, an diesem Tage ein Wort des Dankes schulden. Es ist ein weiter Weg von den Buddenbrooks, die ein deutsches Hausbuch wurden von einer hanseatischen Familiengeschichte bis zu der unserer Erzväter, die wiederum zum Hausschatz der Menschheit gehört. Dazwischen liegt, recht verstanden als Wegweiser, der Zauberberg, mit der großen analytischen Aufnahme der Zivilisationskrankheiten, die Europa fieberisch heimgesucht haben. Ich nehme an, dass Thomas Mann, wie es ihm bei jedem großen Unternehmen ging, nicht von vornherein eine dreibändige Geschichte geplant hat, dass er sich auch hier, um gründlich auszuholen, wieder den ersten Vorsatz rückwärts dichten musste um zu höheren Ahnen zu gelangen. Der Roman vom „Sohn der Rechten“, der den Schönen, den Hinreißenden, den rührend und fast hermaphroditisch Anmutigen sofort mit der höchsten Anschaulichkeit einsetzt, muss auch auf die Geschichten Jaakobs zurückgreifen, wie der Patriarch sie dem Lieblingssohne hinterlässt, und diese weisen wieder in „schönen Gesprächen“ bis auf Abraham zurück, den Mann aus Ur, der auf Gottes Wegen nach Kanaan befohlen wurde.

Damit stellte sich ein Thema von ungeheurer Größe, die später in der Offenbarung im Mosaischen Gesetz zusammengefasste Geschichte eines Gottes, des Gottes der Wüste und der Mondgipfel, der die Seinen sich erwählt, abgeschnitten von der Verbindung mit der Urnatur, der sich Ihnen vermählt durch den Ring der Beschneidung – der Weg von Elohim zu Jahwe. Thomas Mann versetzt sich also hinter die Redaktion der Bibel in die vollmythische Zeit zurück, in der die Religion noch nicht kodifiziert worden ist, in der die Seele mit dem folgereichsten Schritt, den sie je getan hat, es unternahm, auf sich selbst zu stehen, den Gottesbegriff mit einer gewaltigen Abstraktion von allem Sinnfälligen zu scheiden und trotzdem Gott über alle seine Werke hinaus zur lebendigsten Persönlichkeit zu erhöhen. Von diesem Gott, weil er das Ganze, weil er heilig war, gab es nicht mehr, wie von den Göttern Geschichten zu erzählen, Abenteuer von Bedrohung und Rettung, von Usurpation des Thrones, von Vernichtung und Wiederauferstehung; wenn er eine Geschichte hatte, so lag sie in seiner Zukunft, lag ihre Verwirklichung im Geiste des Menschen, Aufgabe des Menschen, den er sich geheiligt hatte. Die Götzen Kanaans oder Ägyptens, die Gestirngottheiten Babylons, alle die Dämonen des Unterirdischen, die magisch zu behandelnden, zu beschwörenden, zu bestechenden, führen da auch innerhalb des Stammes Jakob noch ein sehr familiäres Dasein im Volksaberglauben, in den Festen, in den Jahreszeiten, in allen Begegnungen mit der Natur. Wie es im christlichen Europa mit den heidnischen Traditionen nicht anders war. Jeder Grad von Kultur war ehemals religiös bestimmt, und es gibt nach dem Wort eines sehr vorsichtigen Forschers keine echte schöpferische Symbolik in der Welt, die sich nicht formgeschichtlich aus dem Orient ableiten ließe. In dieser Welt zwischen drei Erdteilen, zwischen den Kultureinflüssen von Babylon, Phönizien, Ägypten, auf dieser höchst

entzündlichen Reibungsfläche künftiger Weltreiche, auf der Israel nur ein Pünktchen, einen kaum eingefügten Nagelkopf bedeutete, ist Thomas Mann völlig zu Hause. Wir verkehren mit den Erzvätern, mit ihren Frauen, mit ihrem Gesinde in ihrem täglichen Handel und Wandel genauso vertraut wie ehemals mit seinen hanseatischen Vorfahren, wie mit den Dekadenten, den Nachzüglern kranker Romantik im Sanatorium des Zauberberges.

Woher kommt ihm diese Sicherheit, diese Unbefangenheit, die sich wie in einem Gegenwärtigen bewegt, ungeschwächt von aller pedantischen Ängstlichkeit des historischen Romans, unverkleinert von allem gewohnten Lumpensammlertum in Bezug auf Kostüm und Kolorit? Thomas Mann hat es sich einmal für die Dichter verboten, dass sie nach den Ursprüngen ihrer Werke, nach den Quellen ihres Wissens gefragt werden. Aber die Rücksicht gilt wohl nur für Schriftsteller, die solche Fragen nicht vertragen. Der Dichter des Joseph-Romans hatte die Bibel wie die ihr angeschlossene jüdische Überlieferung und Auslegung und er hat offenbar auch das „Alte Testament im Lichte des alten Orients“ benutzt von dem kürzlich verstorbenen Leipziger Theologen Alfred Jeremias, der während des Krieges den schönen Band über „Jüdische Frömmigkeit“ schrieb und darin auch den nachhaltigen Satz über den Zionismus hinterlassen hat: „Es gibt keine der Judenheit kongenialere Bewegung. Er mag sich taktisch noch so irreligiös gebärden, im tiefsten Grunde ist er religiös schon durch seine Bindung an das Heilige Land und muss es sein, weil für die Judenheit als eine orientalische Geisteswelt alles, auch die Politik, von der Religion getragen sein muss.“

Mir scheint, daß Thomas Mann sich sogar mit dem Hebräischen vertraut gemacht hat. Aber schließlich Bücher wälzen, Sprachen lernen kann jeder, welche Anstrengung es auch kosten mag. Das Wesentliche ist die Intuition. Goethe sagt, dass er in sein verfrühtes jugendliches Unternehmen keinen „Gehalt“ hineinlegen konnte, weil es ihm an der nötigen Erfahrung fehlte. Das wesentliche Resultat der Erfahrung ist nicht sichergestelltes Wissen, nicht Beruhigung auf einem Standpunkt, sondern neue Fragestellung und erhöhtes Bedürfnis. Thomas Manns Werke sind alle aus einem Bedürfnis der Orientierung hervorgegangen, aus der Frage: Woher komme ich? Die zugleich das Wohin gehe ich? enthält, und auf die Novalis einmal mit dem ergreifenden Satz geantwortet hat: Immer nach Hause. Es hat sich nicht zuletzt zur Überraschung des Dichters selbst ergeben, dass der persönlichste Schriftsteller unserer Zeit in einem überpersönlichen Auftrag gehandelt hat. Von Schopenhauer, von Wagner, von Nietzsche gelangte er als wahrhaft rückgewandter Prophet zum Buch der Bücher zurück mit der Frage: wie schaffen sich die Menschen eine Glaubensgewissheit, eine, die ausdauert und überdauert, eine Erhöhung des Menschlichen ins Göttliche aus Gnaden der Natur und aus Gnaden des Geistes? Genug, dass die Frage uns im tiefsten und letzten angeht, daß sie gerade uns unter den heute zur Antwort Bereiten findet, wenn sich auch unser Wortlaut, durch den alten Bund besiegelt, im einzelnen von dem seinen unterscheiden mag. In diesem Roman, der eigentlich der vom Werden eines Gottes, von seiner allmählichen Offenbarung ist, handelt es sich nach Thomas Manns Auffassung um ein äonisches Geschehen, dass sich in immer neuen Wirklichkeiten versucht und bestätigt, um den Weg zur Geschichtswerdung des Mythischen. Aber die Berufenen haben davon eine Ahnung, in erhöhten entscheidenden Augenblicken sogar eine Gewissheit von der Rolle, die Ihnen in diesem Doppelspiel zwischen Oben und Unten zugeteilt ist. Die Grube, in die Joseph geworfen wird, ist die Unterwelt im alten babylonisch-sumerischen Sinn, wie auch die Prüfungszeit Jaakobs bei Laban ein unterweltlicher Aufenthalt war. Der bunte Rock, der ihn fast ins Verderben wirft, ist Erbschaft von der Mutter und war einmal der Schleier Ischtars, wie sein ganzes irdisches Erleben auch eine diesseitige Angleichung an das mythische Vorbild des Adomai Tammuz, der immer wieder vernichtet und auferstandenen Gottheit bedeutet. Aber die Prüfung in der Grube ist zugleich Sühne, ist ihm

menschliche Reinigung, der sich seinen Segen erst zu verdienen hat, der trotz aller Berufenheit durchaus nicht von vornherein als fehlerloser Musterknabe ausgegeben wird. Der Roman, sagte der französische Gottsucher Joris Karl Huysmans, muss sich von selbst in zwei Teile spalten, die wie im Leben innig verbunden sein müssen, in einen des Körpers und der Seele; er muss sich hier unten abspielen und zugleich in der Luft einen parallelen Weg ziehen, eine andere Bahn zwischen den Punkten des Vorher und des Nachher. Hier ist die Spaltung und zugleich ihre Überwindung in einem Ganzen, wie wir in der Schule gelernt haben, daß zwei Parallelen sich in der Unendlichkeit schneiden. Hier ist in der Nähe zugleich Größe, im Zeitlichen, Tatsächlichen, im einmal Aufgeschriebenen zugleich die Sternenschrift des überzeitlichen Symbols.

Ich will den Geburtstagstisch des heute 60-jährigen Meisters nicht mit einer ästhetischen Untersuchung über eine epische Kunst von geradezu verwegener Neuheit belasten, nicht mit der Aufzählung seiner Meisterstrieche in der Verständigung mit dem Leser, nicht mit der Bewertung des hohen Spiels von Humor und Ironie, die der Dichtung zugleich eine Distanz von Jahrtausenden schaffen und eine ebenso greifbare sinnliche Nähe in Figur und Handlung. Wie bestimmt steht dieser junge Joseph vor uns, in seiner unwiderstehlichen, den Brüdern in ihrem Liebshaß unausstehlichen Schönheit und Anmut, Verführer und von sich selbst gefährlich Verführter, Erbe der primitiveren Genialität und Gottesnähe von Jaakob und zugleich mit Gaben des Verstandes und Witzes, man möchte sagen mit Zivilisationsfortschritten, die aus dem Träumer auch den späteren Praktiker, den Mann von Welt hervorgehen lassen! Dem Minister und Regenten, dem spätere orientalische Schwärmerei, außer den Taten der Bibel, noch alle möglichen Erfindungen, Gründungen, Kulturwerke zugeschrieben hat. Wir können dem Dichter, dem wir wegen der Anhänglichkeit an das tiefste unserer Herkunft, unserer Bestimmung, verpflichtet sind, heute nichts anderes wünschen als die baldige Vollendung seines dritten Bandes, in dem er eine der wenigen fröhlichen Seiten unserer Geschichte auszulegen findet, nichts anderes wünschen, als daß ihm, wie er einmal selbst sagt, das recht aufgehen möge, was einmal gleichsam zusammengeschrumpft war durch Gewesenheit. Denn wir gehen in diesem „Roman“ durch eine Welt von unendlicher Vergangenheit, von noch nicht abgeschlossener Zukunft, die sphärisch ist, die das Oben im Unten, das Unten im Oben spiegelt – durch eine Welt der Offenbarung.

Arthur Eloesser

Quelle: Jüdische Rundschau Nr. 46/47, 6. VI. 1935